

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 12

Artikel: Der Garten
Autor: Jemelin, Erika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Um so eher ein Grund, Stämpfli, dass Ihre Frau keine weiteren Kinder mehr bekommt. Meinen Sie nicht auch?“

Balthasar lachte noch vergnüglicher. Seine Äuglein waren jetzt kaum mehr zu sehen. „Das goht ned guet, Herr, ned guet, — mer händ enand gar gärn!“

Das Lachen pflanzte sich fort und rüttelte an den gedrunghenen Leib, brachte die kurzen, krummen Beine zum Wackeln, so dass das ganze Männlein anzusehen war wie eine unheimliche Gnomenerscheinung aus der Walpurgisnacht.

„Wie heisst das Kind?“ fragte Keller betroffen und angewidert und zückte den Federhalter, um die Eintragung vorzunehmen.

Stämpfli brachte einen zerknitterten Zettel aus dem Hosensack, wahrscheinlich war es ihm zu zungenbrecherisch, den Namen auszusprechen.

„Beatrice“, las Keller. „Auch das noch“, brummte er, und trug die neugeborene Beatrice, eheliche Tochter des Handlangers Balthasar Stämpfli und dessen Ehefrau Ida, geborene Studer, ins Geburtsregister ein.

Diese Begegnung beschäftigte ihn noch lange. „D'Stadt hilft“ — und „Mer händ enand gar gärn“ — tönte ihm jedesmal in den Ohren, wenn ein Trinker, ein Arbeitsscheuer, irgendeine lose, fragwürdige Existenz Nachwuchs anmelden kam zum fünften, zum sechsten und zum siebenten Mal...

*

Unterdessen wartete Keller mit steigender Unruhe auf den Bescheid von Professor Reinhardt. Erst Ende der dritten Woche kam eine Karte, dass er kommenden Montag nachmittags vier Uhr zur Konsultation erwartet würde.

Er fragte sich, ob er Christine davon Kenntnis geben wollte, entschloss sich aber dann zum Abwarten. Waren seine Befürchtungen grundlos gewesen, so sollte sie von den trüben Erinnerungen aus seiner Jugendzeit verschont bleiben. Reichten aber die Schatten bis in die Gegenwart und darüber hinaus, dann mochte sie über beider Schicksal entscheiden.

Der Gedanke, dass er Christine verlieren könnte, trieb ihm das Blut zum Herzen. Er mochte sich sein Dasein nicht mehr ohne sie denken, die ihr Leben so tapfer und tüchtig lebte und mit ihrer angeborenen Mütterlichkeit, ihrem Humor und ihrer inneren Ausgeglichenheit eine vortreffliche Ehefrau zu werden versprach. Sie würde ein Zusammenleben nicht mit unnötigen Problemen komplizieren. Sie verstand es, sich anzupassen, sie blieb bescheiden und blieb sich immer gleich. Diese Eigenschaften waren es, die ihn, den bald Vierzigjährigen, noch bewegen hatten, eine Ehe einzugehen. Neben Christine würde sein Leben in derselben steten, ruhigen Bahn weitergehen wie bis jetzt, nur dass er

den Vorteil weiblicher Liebe und Fürsorge dazu genoss.

So sah er dem Montag mit Bangen und Pein entgegen. Das Fragezeichen an seinem Lebensweg, das plötzlich riesengross und drohend aufgetaucht war, hemmte seinen Schritt.

Herrmann Keller war es noch immer zuwider gewesen, beim Arzt sitzen zu müssen, selbst dann, wenn dieser Arzt sein Freund war. Doch was er diesmal im Sprechzimmer von Professor Reinhardt empfand, das war weit schlimmer als starker körperlicher Schmerz. Er litt grausam. Erschämte sich, das Urteil über seinen Vater entgegennehmen zu müssen.

Professor Reinhardt, hager, gross, mit glattem, scharfgeschnittenen Gesicht, klugen hellen Augen, er kannte solche Situationen und suchte sie auf die geradeste und einfachste Art zu meistern.

Er sass jetzt seinem Besucher am Schreibtisch gegenüber, hielt die Aktenblätter, darauf Keller die Krankheitsgeschichte seines Vaters geschrieben, in der Hand und legte dann langsam Blatt für Blatt vor sich hin:

„Ich habe also Ihre Ausführungen über den Zustand Ihres Vaters, wie Sie ihn noch in Erinnerung hatten, studiert. Und nun müssen Sie mich entschuldigen, wenn ich es in meinen Aufklärungen und Ergänzungen nicht ganz vermeiden kann, Fremdwörter zu gebrauchen. Da Sie jedoch Zivilstandsbeamter sind von Beruf und sich bereits intensiv mit der Sache hier beschäftigt haben, wird es Ihnen kaum schwer fallen, mich zu verstehen. Ich werde mich so einfach und deutlich wie möglich auszudrücken suchen. Und nun also zu Ihrem Vater:

Da steht vor allem einmal fest, was Sie auch selber wissen, dass bei ihm ausgesprochener Alkoholismus vorgelegen hat. Ich als Arzt aber durfte mich nach dem Lesen Ihrer Aufzeichnungen mit dieser Feststellung allein nicht zufrieden geben. Leider fehlte mir die Möglichkeit, den Patienten zu untersuchen, und so war ich denn auf jene Ärzte angewiesen, die Ihren Vater gekannt und behandelt haben. Das heisst, ich konnte nur noch den einen persönlich erreichen, der andere ist verstorben. Beider Aufzeichnungen und Notizen über den körperlichen wie geistigen Befund decken sich jedoch vollkommen. Sie decken sich auch mit meinen eigenen Schlüssen, die ich aus Ihrer ausführlichen Niederschrift gezogen habe, so dass es mir nun möglich ist, Ihnen folgendes über die Krankheit und den Zustand Ihres Vaters zu sagen.“

Professor Reinhardt machte eine kurze Pause und suchte sich ein paar Blätter aus dem kleinen Stoss. Dann sprach er ruhig, doch mit eindrücklicher Betonung weiter:

„Der vorhandene Alkoholismus kann sich mit jeder anderen Krankheit verbinden, so dass dann sehr oft eine von beiden übersehen wird. Sie zum Beispiel

sahen nur den Alkoholismus. Bei Ihrem Vater verband er sich mit einer ganz bestimmten Form von Geisteskrankheit: Wir Ärzte nennen sie Schizophrenie. Schizophrenie bedeutet eine charakteristische Veränderung im Gemüt, eine eigenartige Denkstörung, eine Verwirrtheit, ohne dass das Bewusstsein getrübt ist, eine sogenannte Spaltung des Bewusstseins, sowie Störungen des Willens und des Handelns. Den Ausgang des Leidens bildet in der Regel ein Zerfall der Persönlichkeit.

Die paranoide Form der Schizophrenie, die sich im Krankheitsbild Ihres Vaters deutlich abhebt, — es gibt verschiedene Formen dieser Krankheit — kennzeichnet sich durch Wahnvorstellungen, Sinnestäuschungen und Verfolgungsideen.“

Professor Reinhardt zeigte auf ein bestimmtes Blatt: „Hier zum Beispiel schildern Sie den Eifersuchtswahn des Kranken. Dieser Wahn ging so weit, dass der Mann Frau und Kinder, ganz besonders aber die Frau, misshandelte, und dass die Familie Schutz in der kleinen Scheune hinter dem Hause suchen musste. Die Spaltung des Bewusstseins, auch Spaltungsirresein genannt, machte es durchaus möglich, dass er einerseits seine Frau zutode quälte, andererseits über ihre Krankheit vergiessen konnte. Seine Linke wusste also nicht, was seine Rechte tat. Mit andern Worten: Das gleichzeitige Lachen und Weinen ist eine Teilerscheinung der schizophrenen Ambivalenz. Und das bedeutet nun wieder: Gleichzeitiges Bestehen entgegengesetzter Strebungen im Fühlen, Denken oder Wollen. Können Sie mir folgen, Herr Keller?“

(Fortsetzung folgt)



Oben: Prof. Laur in seinem Heim in Effingen. Eine Ecke mit der Toggengburger Bauernorgel. Seine Enkelin spielt. Prof. Laur ist ihm bei Erfüllung seiner Aufgabe immer tapfer zur Seite gestanden



Links: Prof. Laur als Landwirtschaftsschüler

Rechts: Im Büro in Brugg um die Jahrhundertwende als Bauernsekretär



Zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. E. Laur

Es ist unmöglich, die so fruchtbare Tätigkeit von Prof. Dr. Laur, die 1897 mit der Gründung des Schweiz. Bauernverbandes in verstärktem Mass eingesetzt hat, in wenigen Sätzen zusammenzufassen. Bei seinem Rücktritt als Bauernsekretär im Jahre 1939 hat Dr. F. Porchet, Präsident des Schweizerischen Bauernverbandes, in einer Ansprache versucht, wenigstens die leitenden Grundsätze und die Arbeitsweise herauszuschälen, aus denen heraus sich der so hervorragende Erfolg von Prof. Laur erklären lässt.

Das ganze Werk fusst auf dem einen Gedanken, die Schweizer Bauern in einer Vereinigung zusammenzufassen, deren Zweck sich ohne weiteres aus dem Namen ergibt: Schweizerischer Bauernverband. Dr. Laur hat immer und immer wieder mit Erfolg darauf hingearbeitet, diese Einigung zu erhalten. Die Gründung des Bauernverbandes 1897 war eigentlich eine Folge der landwirtschaftlichen Krise, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts in der Schweiz herrschte. Diese Krise hatte ihren Ursprung nicht in vorüber-

gehenden Ursachen, sondern in der Entwicklung der Weltwirtschaft. Die Verbesserung des internationalen Transportwesens und die Ausdehnung, welche die koloniale Landwirtschaft dadurch erfuhr, änderten die Marktverhältnisse für landwirtschaftliche Produkte von Grund aus. Dr. Laur stellte den leitenden Grundsatz auf, dass die Verkaufspreise für Erzeugnisse des Schweizerbodens nicht durch die ungezügelter Konkurrenz der freien Einfuhr bestimmt sein dürften, sondern dass sie sich nach den normalen Produktionskosten im Inland richten sollten. Um diese Erzeugungskosten einwandfrei festzustellen, begann er das Meisterwerk: die Kontrolle von Buchhaltungen über die Rentabilität der schweizerischen Landwirtschaft zu ermöglichen.

Auch hat Prof. Dr. Laur eine grosse Tätigkeit auf dem Gebiet der Verbesserung der Technik des Landbaues und der Ausdehnung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens entwickelt, nicht zuletzt auch als Professor an der ETH in Zürich.

In seinen «Erinnerungen eines schweizerischen Bauernführers» schreibt Prof. Laur:

„Es war ein inhaltsreiches Leben, das von Arbeit, Kampf und Streit erfüllt gewesen ist. Dennoch habe ich wenig persönliche Feinde und nur vereinzelt gehässige Gegner gehabt. Dank und Anerkennung sind mir in überreichem Mass zuteil geworden. In meinem Arbeitszimmer in Effingen steht eine grosse gemalte Bauerntruhe; sie ist angefüllt mit Ehrenurkunden aller Art des In- und Auslandes. Die schönste Auszeichnung aber war das Vertrauen und die Liebe, die mir die Bauern entgegenbrachten.“

Im Garten

Von Erika Jensch

Cornelius Schultweg führte an einem Garten vorbei, der hinter einem mächtigen schmiedeisenen Gitter verborgen lag. Tausend Blütenwunder, die den Boden bedeckten, blühten im Frühling, wenn die Rosen in goldener Pracht aufblühten. Cornelia schritt gleich vom Hügel auf den goldenen Strahlen durch grünes Laub, gefallenen Sonnen durch Fliederblüten, funkelten und betörenden der Strasse durch sanften Wellen bis auf die Strasse. Sie gab es kaum einen Tag, an dem das Mädchen nicht stehen blieb, das schmale Gesichtlein verlangend an die trennende Eisenstäbe presste und versuchte, sich möglichst von all dem Duft und Klang des Gartens zu lösen.

Einmal durch diesen Garten gehen dürfen, dachte es immer wieder schmerzhaft, ein einziges Mal durch diesen Garten schreiten und seine Schönheit aus der Natur bestaunen dürfen! Dieser Wunsch war mit der Zeit so stark und beherrschte, dass Cornelia ihm zuletzt nicht zu widerstehen vermochte. Eines Nachmittags, als sie in flimmernder Sonne die Strasse in flimmernder Hand auf der Klinken des schweren Gittertores und

suchte, sie niederzudrücken. Sie hatte nichts Böses im Sinn, nein. Nur ein allererstes Mal durch diesen Zaubergarten gehen wollte sie und nachher zufrieden sein. Aber all ihr Mühen war vergebens; streng und trennend ragten die Eisenstäbe und gaben nicht das kleinste Spältlein frei.

„Warum haben wir nicht ebenfalls darauf ihren Vater, als sie an seiner Hand bündeln in zauberhafter Pracht aufblühen, Goldregensträucher gleich vom Hügel auf den goldenen Strahlen durch grünes Laub, gefallenen Sonnen durch Fliederblüten, funkelten und betörenden der Strasse durch sanften Wellen bis auf die Strasse. Sie gab es kaum einen Tag, an dem das Mädchen nicht stehen blieb, das schmale Gesichtlein verlangend an die trennende Eisenstäbe presste und versuchte, sich möglichst von all dem Duft und Klang des Gartens zu lösen.“

„Nicht allen Menschen ist es vergönnt, Gärten zu besitzen“, versuchte er sie zu trösten. „Das ist nun einmal so auf der Welt. Aber haben wir nicht den Wald; auf sonnigen, dunkelgrünen Wald, wo Blumen blühen? Gehören uns nicht die Wiesen voller Blumenduft, der Bach, der merkt?“

Natürlich, der Vater hatte recht, Cornelia wusste es wohl. Sie liebte den Wald mit seinen heimlichen Verstecken, die Weite und den Duft reifer Felder, und dennoch betete sie an jenem Abend: „Lieber Gott, lass mich doch einmal durch den wunderschönen Garten gehen, ein allereinstes Mal nur, ich bitte Dich ja so sehr!“

So vergingen die Jahre und aus dem kleinen Mädchen mit den honiggelben Zöpfen wurde eine grosse Cornelia, die in die weite Welt hinausging. Hatte sie nicht in unzähligen Stunden von einer unbekannten Ferne, von verlorenen Küsten und wildbewegten Wassern geträumt? Nun fuhr sie über Meere, deren Unendlichkeit sie erschreckte, wanderte durch Städte, in denen sie nicht heimisch werden konnte und lebte an der Seite von Menschen, die nichts von ihrem innersten Wesen erahnten und ihr deshalb gleichgültig blieben.

Eines Tages jedoch begegnete ihr Clem. Seine Freundschaft war wie Ausruhen nach endlosen Irrfahrten, war wie Heimfinden nach einer langen Reise. Das Schönste aber war, dass sie in Clem keinen Fremden, sondern einen Gefährten der Heimat fand. Wenn sie miteinander von der lieben alten Stadt sprachen, die flussumrauscht unter einem heiteren Himmel lag, dann fragte sich Cornelia oft, weshalb wohl der Drang, der sie in die Weite getrieben, so stark zwingend gewesen war. Als aber Clem, dessen Aufenthalt in der Fremde seinem Ende entgegenging, sie bat, mit ihm zurückzukehren und seine Frau zu werden, da wurde es ihr leicht, alle hochfliegenden Pläne hinter sich zu lassen und der lockenden Welt Lebewohl zu sagen.

So kehrten sie miteinander in die Hei-

mat zurück; Cornelia schritt durch die Strassen, die altvertrauten, und ihr war, als sei ihr Herz niemals richtig fort gewesen. Noch dufteten die Linden am alten Weg, noch legte die Sonne einen dunklen Goldton über rissiges Gemäuer und in der Tiefe, da rauschte der grüne Fluss. Dann aber geschah das Wunderbare: Clem führte sie durch ein altes, schmiedeisernes Gitter in einen Garten, der in frühlinghaftem Glanz und Blüten lag. Es war derselbe Garten, vor dem sie als kleines Mädchen so unzählige Male verlangend gestanden, nach dessen Schönheit sie sich gesehnt hatte. Jetzt, viele Jahre später, nachdem ihr heisser Wunsch längst gestorben und ausgelöscht war, sollte das verbotene Paradies ihrer Kindheit ihr zur Heimat werden. Und während Clem von alten Erinnerungen erzählte und von einer heiteren Zukunft zu zweit, versuchte Cornelia jene stürmische Freude heraufzubeschwören, die sie wohl damals empfunden hätte, wenn ihr Sehnen erfüllt worden wäre. Aber es wollte ihr nicht so recht gelingen. Als jedoch Clem zärtlich seinen Arm um ihre Schultern legte und zu ihr niederlächelte, da lächelte sie zurück; glücklich, ein wenig ungläubig und voll tiefen Staunens, dass ihr kindliches Gebet dennoch bis zum lieben Gott gedrungen und nach langen Zeiten des Vergessens von ihm erhört worden war.